

(Nachdruck verboten.)

62]

Der Manksmann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

Pete konnte nicht anders; er hatte schon eine Art wilder Freude an seinen Erfindungen.

„Lacken und Musikpanden den ganzen Tag und Illuminationen die ganze Nacht es war phänominal — wir fuhren oben auf einem Omnibus die Vorstraße entlang und sahen ihn ganz deutlich.“

„Boß tausend!“ sagte Pete, die Feder hinlegend und sich in verzückter Betrachtung seiner erdichteten Darstellung die Hände reibend; „bald werden wir am Ende zu hören bekommen, daß sie zweispännig in eigener Karosse gefahren ist.“

Er stieß einen leisen, unterdrückten Seufzer aus, konnte sich aber doch nicht versagen, noch ein Wort hinzuzufügen.

„Sertslische Krüße an alle teilnehmenden Freunde und Beside Empfehlungen an den Dempster, wenn er mich nicht fergeßen hat.“

Nachdem dieser zweite Liebesbetrug beendet war, ging er auf den Fußzehen im Hause herum, nahm einen Vogen braunes Papier und Bindfaden, legte den Hut in die Schachtel zurück und seinen Brief dazwischen, so daß er aus der Krause herausguckte, die das kleine Gesicht umrahmen sollte. Dann packte er es mit seinen plumpen Fingern zu einem ungeschickten Pakete zusammen, das er wieder an sich selbst adressierte. Zuletzt traf er noch seine gewöhnliche Veranstellung mit der Lampe und der Thür und legte sich dann wieder im Besuchszimmer schlafen.

Am Montag bei Tische sagte er in verdrießlichem Ton: „Eine schreckliche Schererei, Nancy — ich muß heute nach Port St. Mary hinüber wegen der vertrackten Kundgebung der Fischer.“

Dann zog er unter dem Sofa des Besuchszimmers ein Paket in braunem Papier hervor, stopfte es unter seinen Ueberrock, knöpfte diesen zu und schmuggelte es so aus dem Hause.

VI.

Sie segelten früh am Nachmittag ab und fuhren unter einer günstigen Brise, welche die Segel blähte, am Ufer hin. Der Tag war feucht und unfreundlich; ein dicker Nebel verhüllte das Land, und als sie an Vaxey vorüber kamen, konnten sie grade noch den obersten Vogen des großen Rades erspähen, der wie der Schatten eines Regenbogens in der grauen Luft schwebte. Als sie nach Douglas kamen, hob sich der Nebel, dafür fiel aber ein dichter Sprühregen nieder. Eine Musikkapelle spielte Tanzmelodien auf dem eisernen Hafendam, der wie die Zunge einer Schlange aus der Oeffnung der Bucht hervorschloß. Der Dampfer aus England kam eben um das Ende der Bucht herum, und die seetranken Passagiere drängten sich dicht auf dem Vorderdeck zusammen; die Männer hatten buntgedruckte Taschentücher über die Mühen gebunden, die Frauen schückten mit den Oberkleidern ihre nassen Hutfedern. Eine Harfe und eine Violine spielten dazu auf dem Schiff lustige Melodien.

Als sie nach Port St. Mary kamen, hatte sich der Nebel gehoben und der Regen war vorüber, die Fischerstadt aber sah schwarz und grämlich aus unter einer finster drohenden Wolke. Es war tiefe Ebbe und viele Boote lagen auf dem Strande oder im seichten Wasser zwischen den Felsen.

Pete wurde ans Land gesetzt; seine „Mickey“ fuhr um das Caff herum nach dem Heringsgebiet jenseits des Gebirgsabhanges; eine Anzahl Fischer erwarteten ihn auf dem Quai, hielten die Hände in den Hosentaschen und blickten finster drein.

„S ist unnötig, große Reden zu halten,“ sagte Pete, nach den Booten zeigend, die auf den Grund geraten waren.

„Ihr seid Curer mindestens fünfzig hier und findet keinen Raum an dem felsigen Ufer, den Anker auszuwerfen. Und doch wollen sie Euch eine Hafensteuer auferlegen.“

„Stellen Sie sich nur an die Spitze, Kapitän,“ sagte einer der Fischer, „es sind fünfhundert Mann hier beisammen, die Ihnen durch dick und dünn folgen.“

Pete trug sein Paket im braunen Umschlag eben so verstoßen auf die Post, als früher den Brief, und verließ noch denselben Abend Port St. Mary, um nach Douglas zu gehen. Auf den Straßen wimmelte es von Wagen, in denen die Vergnügungsreisenden aus Port Erin dicht gedrängt saßen. Sie hatten noch dieselben Kleider an, die am Morgen so gründlich durchweicht worden waren; ihre Stiefel waren naß und kalt; die Nachtluft durchfröstelte sie, doch das machte ihnen keinen Kummer. Sie saßen, lachten und aßen Orangen, hielten oft vor einer Schenke am Wege an, ließen sich Bier geben und reichten die Flaschen herum. Zu ihrer Art war es eine aufgeräumte, lustige Gesellschaft. Manchmal vermischte sich das Lied: „Erstürmt die Burg“, das in dem vorderen Wagen gesungen wurde, mit „Molly, das Kind und ich“, was aus lustigen Rehlen in einem der hinteren Fuhrwerke erklang. Durch Castletown rasselnd, verhöhnten sie mit lautem Geschrei die am Schlosse lungernden Nottröde, und als die Dunkelheit hereinbrach, schloßen sie ein — die Männer meist auf der Schulter der Frauen. Man konnte die Hufe der Pferde durch den Straßenschmutz plantschen hören und jeder Kutscher knallte mit der Peitsche zu dem schnarchenden Chor der Schläfer.

Douglas strahlte von Licht, als sie aus der Dunkelheit den Berg hinunter fuhren. Lange, gewundene Lichtstreifen liefen wie das Feuer eines Moorbrandes, kreuz und quer, hierhin und dorthin, wo die Geschäftsstraßen waren, und mündeten dann in öffentlichen Gartenanlagen und auf breite Marktplätze. Die Schläfer erwachten und rüttelten sich auf. „Gehen wir heute Nacht noch aufs Schloß?“ fragte einer. „Wo denken Sie hin?“ rief ein anderer, und alle lachten über die närrische Frage.

„Ich will hier übernachten,“ dachte Pete. „Ich habe Douglas noch nicht durchforscht.“

Der Kutscher verschaffte ihm im Hause seiner Mutter ein Nachtlager. Es war ein Logierhaus in der Kirchgasse, das auf den Friedhof hinausging. Da es sich ganz in der Nähe der Atholstraße befand, wollte Pete sich Philipps Wohnung wenigstens von außen ansehen. Er fand das Haus leicht, obschon die Straße dunkel war. Es gehörte zu einer Reihe Häuser, an denen Messingchilder waren; auf jeden stand ein Name und das Wort Advokat dahinter. Philipps Haus hatte nur ein kleines Schild und der Name darauf war bei dem unsicheren Licht nicht leicht zu lesen. Er lautete: „Deemster Christian“.

Nachdem Pete die Aufschrift herausbuchstabiert hatte, schlich er wieder fort. Um keinen Preis der Welt hätte er in dem Hause vorsprechen mögen. Er fürchtete fast, sich in der Stadt sehen zu lassen. Philipp hätte ja denken können, er wäre nach Douglas gekommen, um Nähe zu suchen.

Pete durchstreichte den Postplatz, das enge Geywoodgäßchen und die Fannystraße, bis er ans Meer hinab kam. Das nächtliche Leben war gerade in vollem Gange und die Feststadt schien sich ganz dem Vergnügen überlassen zu haben. Die Stufen der Terrassen wimmelten von Menschen; umherziehende Photographen stellten ihre Apparate neben den Pressesteinen auf; jedes offene Fenster war mit dunklen Köpfen besetzt, hinter denen helles Licht schien; in den Häusern hämmerten Klaviere; auf der Straße kimperten Harfen; klingelnde Pferdebahnwagen fuhren längs der Bucht hin; ein unaufhörlicher Menschenstrom erging sich auf dem Bürgersteige und vom Gestade bis zur Spitze des Felsens hinauf; lag die Stadt in Hufeisenform mit ihren tausend Lichtern, blinkend, sprühend, funkelnd und leuchtend wie ein prächtiger Waldbrand.

Pete dachte an die trübe, armselige Beleuchtung der lieben alten Stadt im Norden; an das düstere Dorf am Fuß der einsamen Berge, wo der Forellenbach unter der niedrigen Brücke hindurchfließt. „Sie mag das alles wohl satt bekommen haben, das arme Ding!“ sagte er sich.

Er schaute jeder Frau, die an ihm vorüberging, in die Augen und lechzte nach dem Anblick eines Gesichtes, das er doch zu sehen fürchtete. Er entdeckte es nirgends und irrte wie eine verlorene Seele durch die kleine, lebenslustige Stadt, bis er von der wogenden Menge, die rund um die Bucht flutete, nach dem Orte mit fortgerissen wurde, der das „Schloß“ genannt wird.

Es war ein prächtiges Tanzlokal in einem Garten, das wie ein großes Treibhaus aussah; der geebnete Boden in der Mitte war für die Tanzenden bestimmt und die Zuschauer saßen auf den Galerien. Von seinem Sitze in der Vorderreihe starrte Pete auf die Gesichter unten hinab. Dreitausend junge Männer und Mädchen tanzten, die Männer in Glanzanzügen und bunten Halsstücken, die Frauen in hellen Musselinleidern und Strohhüten. Bisweilen färbte sich das weiße Licht des Glasdaches rot und blau und gelb. Das Schmelzen der Tanzenden, das Schmettern der Blechinstrumente, der dumpfe Ton der großen Trommel, das Erbeben des Glashauses selbst und das Dröhnen in dem hohlen Raume unter dem Fußboden — es klang alles wie ein Musikstück, das eine Schlacht darstellt.

„Sie mag sich gelangweilt haben, das arme Ding — wer kann's wissen, ob sie sich nicht gelangweilt hat,“ dachte Pete.

Es schwirrte ihm vor den Augen und wurde ihm drehend im Kopfe; da fühlte er sich plötzlich von einem Wohlgeruch angeweht und eine leise Stimme flüsterte ihm ins Ohr:

„Suchen Sie vielleicht jemand?“ Er fuhr heftig zusammen und sah sich nach der Sprechenden um. Es war ein junges Mädchen mit einem hübschen aber stark geschminkten Gesicht. Er konnte dem kleinen Dinge nicht zürnen. Sie war so jung und lächelte ihn an.

„Ja,“ sagte er. „Ich habe nach jemand gesucht,“ und dabei war er bemüht, sie wieder loszuwerden.

„Ist's vielleicht Magdalene, schöner Herr? Sind Sie der junge Mann aus Dublin?“

„Lassen Sie mich, Mädchen, lassen Sie mich,“ sagte Pete, indem er ihre Hand zurückschob und sich von ihr abwandte.

Das Mädchen betrachtete ihn mit einer Art Mitleid und sich dichter an ihn herandrängend sagte sie: „Ein hübscher Junge wie Sie, sollte sich das Herz nicht schwer machen lassen, selbst nicht von dem besten Mädchen in der Welt.“

Als er noch einmal in ihr hübsches Gesicht sah, begannen alle kleinen Kniffe, mit denen sie vertraut war, ihr zu versagen. „Sie sind ein Manxsmädchen, nicht wahr?“ fragte er.

Das Lächeln verschwand wie ein Blick. „Woher wissen Sie das? In der Sprache können Sie's doch nicht erkennen.“ Das kleine Ding schämte sich.

Pete nahm ihre behandschuhnten Finger in seine große Hand.

„Dann sind Sie ja meine Landsmännin,“ sagte er. „Wie alt sind Sie denn?“

Die bemalten Lippen zitterten zu zittern. „Sechzehn werd' ich bis zur Ernte,“ antwortete sie.

„O, mein Gott!“ rief Pete.

Die gefärbten Augenlider zuckten — sie fing an zu weinen. „Ich war nicht schuld daran. Es war ein Fremder, der zur Miets bei meiner Mutter in Wallaugh wohnte, und er ließ mich im Stich —“

Pete zog ein Goldstück aus der Tasche und drückte es dem Mädchen in die Hand.

„Gehen Sie diese Nacht nach Hause, liebes Kind,“ sagte er leise zu ihr und verließ dann den Ort.

„Hier nicht!“ rief es in seinem Herzen, „hier nicht — ich will einen heiligen Eid darauf schwören, daß sie nicht hier ist.“

Damit endete seine Nachforschung. Er beschloß, noch dieselbe Nacht nach Hause zurückzukehren und ging nur noch in seine Wohnung, um die Rechnung zu bezahlen. An der Ecke der Atholstraße wäre Pete fast von einer glänzenden Kutsche übersahren worden; zwei Diener in gelber Livree saßen auf dem Boß und einer stand hinten drauf. „Der Wagen des Gouverneurs,“ hörte er sagen. Im nächsten Augenblick hielt der Kutscher vor Philipps Thür, ließ einen Herrn aussteigen, lenkte dann um und fuhr fort. „Es war der junge Deemster,“ sagte ein Mädchen im Vorbeigehen zu ihrer Gefährtin.

Pete hatte eine große, dunkle Gestalt gesehen, die schwach und gebeugt die Stufen hinauf schritt. „Es bleibt doch wahr,“ dachte Pete, „man erhält nichts in dieser Welt, ohne daß man den Preis dafür zahlen muß.“

Es war drei Uhr morgens, als Pete in Ramsay anlangte. Das Ulmenhaus lag still und dunkel da. Er mußte lange pochen, ehe Nancy erwachte. „Wenn es nun Rätke gewesen wäre,“ dachte er, und eine neue Furcht bemächtigte sich seiner. Sein armes Herzblatt, sein verirrtes Lamm — hatte es vielleicht zweimal klopfen müssen? Wo war sie in dieser Nacht?

Er hatte sie sich im Glück und im Ueberfluß vorgestellt — schmachtete sie etwa in Armut und Unglück? Alle Welt schlief — schlief sie wohl auch? Seine Hoffnung schwand mehr und mehr; sein starkes Vertrauen fing an zu wanken.

Etwas Kaltes berührte ihn. Es war der Hund. Ohne zu bellen, hatte er seine Nase in Petes offene Hand gelegt. „Was, Dempster, Dempster, Du bist's!“ Der Hund spitzte seine Fledermausohren, wedelte mit dem Stuchschwanz und für Pete war die Gegenwart des ruppigen alten Freundes, der seines Herrn Fußstapfen durch die ganze Welt gefolgt war, ein förmlicher Trost.

Nancy nahm die Kette von der Thür, öffnete sie einen Zoll breit, hielt sich das Licht über den Kopf und sah hinaus. „Du meine Güte! 's ist der Herr selbst. Wie sind Sie denn heimgekommen?“

„Auf Schusters Rappen,“ sagte Pete lachend, als sei die lange nächtliche Wanderung für ihn nur ein Spaß gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Es Ipukt in Stabbur.^{*)}

Eine Dorfgeschichte von Ole Bang.

Der Dorfschulze Andres Björn war ein „Leuteschinder“, ein „Kilz“; das war seine Nachrede bei Hunderten; mit jedem Jahr nahm dieser schlechte Ruf zu und verbreitete sich immer weiter. Man nannte ihn schließlich „Sachverdreher“ und „Ganner“; voll Hohn und Zorn wurde es von Tausenden an seinem letzten Tage gesagt, dem Todestage.

Man behauptete, der Dorfschulze brächte die ganze Gemeinde in Armut; er machte so lange Drehereien und Winkelzüge, bis er Hofbestzer wie Häusler in die Armentasse gebracht hatte.

Als man erfuhr, daß der Dorfschulze an einem Donnerstagabend tot auf seiner eignen Stabbur-Treppe gefunden worden sei, brach allgemeiner Jubel im Dorfe aus und alle sandten Dankgebete zum Himmel.

„Ja, ja,“ sagten die Aelteren, „der Teufel holte ihn schließlich doch!“ Und die Kinder hielten sich am Rodzipsel der Mutter fest.

Der Schulzenhof war auch keine Zierde für die Gegend. Die Gebäude waren einmal gelb gewesen, aber nun fast grau mit nur einigen gelben Flecken. Der Hof stand an einer dem Winde ausgesetzten Stelle, und daher kam es wohl, daß die Gebäude so bald ein verfallenes Aussehen bekamen. Das Hauptgebäude war durchaus nicht alt; auch fehlte es nicht an Reparierung, wenn der Sturm einige Steine vom Dach geblasen oder ein Stück von der Wandbedachung fortgerissen hatte, im Gegenteil, der Schulze nötigte immer gleich seinen nächsten Häusler, der sich ein wenig auf der Tischlerei verstand, alles wieder in haltbaren Zustand zu versetzen. Wenn das geschehen war, durfte der Häusler dann in seine Küche kommen und bekam eine Scheibe Brot und einen Topf Kaffee. Gab es Arbeit für ein oder zwei Tage, ah er die Nachtzeiten beim Schulzen. Das war die ganze Ausgabe, die der Schulze hatte, natürlich abgesehen vom Holzmaterial.

Obwohl also alle Beschädigungen an den Hofgebäuden stets sofort repariert wurden, sah das Ganze doch ziemlich verfallen aus. Nur eines seiner Hofhäuser hielt sich gut, trotz Wetter und Wind, und das war des „Schulzen eignes Stabbur“, das daher auch sein Stolz war.

Es gab nämlich zwei Stabbur auf dem Hof; das gut erhaltene wurde als „Schaklammer“ benutzt. Hier wurde alles aufbewahrt, was Wert hatte, selbstverständlich auch der Geldkasten des Schulzen. Es hatte kein Fenster, sondern nur ein paar Lichtlöcher hoch oben unter dem Dach, nicht größer als daß man eine Hand durchsteden konnte. Das Stabbur war aus dicken, soliden Blöcken erbaut und sowohl außen und innen geteert. Der Schulze hatte es selbst erbaut und er wußte wohl, daß es stehen würde, so lange er stand und wohl noch länger. Niemand, außer ihm, durfte „sein“ Stabbur betreten. Schulze Andres Björn war nämlich Witwer. Wenn er nicht unterwegs war oder im Bureau eilige Geschäfte zu erledigen hatte, oder gerade jemand bei ihm war, verbrachte er seine Zeit im Stabbur. Wenn der Hofknecht oder eine der Wägde sich zur Stabburwand hinwanden, hörten sie, wie drinnen die Silberthaler klangen.

Hatten sich die Kinder am Rodzipsel der Mutter festgehalten, als man sagte, der alte Dorfschulze sei zur Hölle gefahren, so kamen nun auch die Erwachsenen heran. Mußten ein paar Mädchen am Schulzenhof in der Dunkelheit vorbei, saßen sie sich immer fest unter und eilten so schnell vorüber als sie konnten. Erwachsene Männer, die jahrelang oben im Urwalde gewesen waren und mit Wären gekämpft hatten und allerhand Untieren und natürlich für Helden galten, die sich vor nichts auf der Welt fürchteten, gingen

*) Stabbur ist ein kleines auf Pfählen errichtetes Blockhaus, das meist abgefordert steht und als Vorratsraum für die oft bedeutenden Kleider- und Wäschevorräte benutzt wird. Es wird, da es durch seinen Stand auf Pfählen vor dem Wasser geschützt ist, meist für wertvollere Sachen benutzt. Ummerl. d. Ueberf.

doch schneller, wenn sie am Schulzenhof vorbei sollten. Die Dorfleute hatte eine gewisse Angst ergriffen, es lag eine unheimliche Erregung über dem ganzen Ort. Es bestand nur eine Meinung: „Der Dorfschulze Andres Björn geht um!“

Das war ganz offenbar. Einige waren ihm auf dem Kirchwege begegnet. Andre hatten ihn auf der Stabburtertreppe gesehen. Alle hatten das Klirren des Geldes drinnen im Stabbur gehört, obgleich es allgemein bekannt war, daß in dem Stabbur sich jetzt keine Hand voll Silbermünzen mehr befand.

Der neue Dorfschulze wollte nicht so weit oben im Dorfe wohnen, so daß der Schulzenhof zum Verkauf stand, und er würde wohl noch heute nicht verkauft sein, wenn sich nicht ein „Südländer“ gemeldet hätte, der keine Angst vor dem „Umgehen“ hatte.

Der Südländer brachte eine Frau, einen halberwachsenen Sohn und ein paar kleine Jungen sowie eine Magd mit. Einen Knecht mußte er im Dorfe mieten. Er bekam manche Absage, bis er einen Burken fand, der auf dem Schulzenhofe dienen wollte. Das Stabbur wurde nun auch zur Aufbewahrung von Kleidern wie von allerhand Hausgerät gebraucht, das nicht alltäglich benutzt wurde.

Der Südländer zog im Frühling ein, und da man während des ganzen Sommers nichts von Spulereien hörte oder sah, starb die Furcht von selbst hin.

Die Frau des Südländers war zart und bleich und konnte nicht viel an der Hausarbeit teilnehmen, so daß sie manchmal Zeit hatte, ihren Nachbarinnen eine kleine Kaffevisite abzustatten. Sie war überall beliebt und gern gesehen. Mit dem Kaffee wurde auch das Dorfgeschwätz und allerhand kleine Geschichten serviert; dabei kam auch die alte Spulgeschichte an die Reihe. Sie konnte nicht anders, als ganz bescheiden zugeben, daß sie eines Abends, als alle andern zu Bett gegangen waren, ganz deutlich gehört habe, wie gleichsam ein Mann sich mit sich selbst über Zinsen und Abzüge und Zinseszinsen stritt, und als sie beschreiben mußte, wie sich die Stimme angehört hatte, daß sie heiser und knarrend wie eine Sandmühle gewesen wäre, wurde unter Belächeln und voll Grausen festgesetzt, daß es der unselige Schulze Andres Björn wäre und kein anderer.

Die beiden kleinsten Jungen, die meist die Mutter begleiteten, gerieten schließlich in solche Angst, daß man sie fast gar nicht mehr dazu brachte, einen kleinen Gang zu machen, wenn es einmal dunkel geworden war. Die Jungen hörten bald dies, bald jenes, was sie der Mutter und dem Knecht erzählten. Zum Vater und zur Magd durften sie nichts sagen. Der Vater wurde nur ärgerlich und jagte die Jungen fort. Die Magd machte es aber noch schlimmer, sie gab ihnen eine Ohrfeige. Ohrfeigen geben war ihre Spezialität.

Als aber der halberwachsene Sohn einmal seinem Vater erzählte, daß auch er ganz deutlich etwas drinnen im Stabbur habe klingen und sich schnäuzen gehört, an einem Abend, als er hinunter mußte, nachdem die andern schon zur Ruhe gegangen waren, wurde auch der Vater ein wenig unruhig, zeigte aber doch niemals Furcht. Gegen den Winter hin, als der Schnee und die Stürme kamen, wuchs die Angst im Schulzenhof wie im ganzen Dorf.

Eines Abends kurz vor Weihnachten kam Votschaft von der Schwester der Magd, die in demselben Ort Häuslerfrau geworden war, wohl eine Viertelmeile vom alten Schulzenhof entfernt, daß sie erkrankt sei und nur ein siebenjähriges Mädchen bei sich hätte; darum möchte sie so gern die Schwester über Nacht bei sich haben. Das Mädchen bekam Erlaubnis, um acht Uhr, wenn alle Hausarbeit gethan war, zu gehen.

Es war ein dunkler, stürmischer Abend, es schneite stark, so daß die Leute in den Stuben blieben und sich mit Handarbeit beschäftigten. Es konnte wohl so gegen neun Uhr sein, als der Bauer den Knecht bat, das Sichelzeug zu holen. Er wollte etwas daran machen. Der Knecht sah den ältesten Sohn an, der den Wink verstand, sich erhob und mit ihm ging.

Wenige Minuten später kamen beide bleich und zitternd in die Stube gestürzt. „So wahr es einen Himmel giebt, der Schulze ist heut' abend im Stabbur!“ rief der Knecht. „Ja, Vater, wir hörten es ganz deutlich,“ bestätigte der Sohn leise und feierlich.

Die Mutter stand und stützte sich auf einen Stuhl. „Gott helfe und erlöse uns von allem Bösen,“ sagte sie leise, indem ihre Augen unwillkürlich nach dem Doppelbett hinirrten, wo die beiden jüngsten Kinder im tiefen, rubigen Schlaf lagen.

Das Gesicht des Mannes wurde tief ernst. Er sagte zum Knecht gewandt: „Es ist wirklich traurig, daß die Kinder einem durch die Thorheit des Knechtes auch noch dimun gemacht werden!“

„Bauer!“ stammelte der Knecht.
„Schweig!“ brüllte der Bauer. „Du bist ein feiger Kerl, schweig also!“

„Ja, Du magst nun sagen, was Du willst, Karl,“ fiel die Frau ein, „aber Gott helfe mir, so wahr und gewiß, wie ich hier sitze, habe ich viel Seltsames gehört, seit ich unter diesem Dach wohne.“

Der Bauer zog still seine Jacke an, setzte die Pelzmütze auf und ging hinaus, der Knecht und sein Sohn folgten. Er ersuchte sie nicht, mit ihm zu gehen, lehnte es aber auch nicht ab. Sie gingen leise zum Stabbur hin. Als sie ein Stück vom Hauptgebäude entfernt waren, blieb der Sohn plötzlich stehen: „Höre, Vater!“

Alle blieben stehen. Daß jemand im Stabbur war, konnte keinem Zweifel unterliegen. Es klopfte an die Thüre, schlug und schrie mit dem Sturm um die Wette, wie in wilder, endloser Raserei. Sie gingen noch ein paar Schritte näher hin, dann rief der Bauer fest, fast schreiend: „Wer ist im Stabbur?“

Es war ihnen, als wenn der Boden unter ihnen sich senkte und sie tiefer und tiefer, wie in ein Meer von Dämonen hinabsanken, als der Wind die Worte herüberbragte: „Andres Björn!“ Nur eine Minute und sie waren wieder Herren ihrer Glieder, machten wie auf Kommando lehrte und kamen alle drei in die Stube hinein-gestürzt.

„Herr Jesus!“ rief die Frau und fuhr von dem Bett auf, in dem die Kinder lagen.

„Still, Karl, wen Gott will bewahren, ist außer aller Gefahren. Aber daß die sündige Seele in ihrem Grabe keine Ruhe findet, das ist zweifellos, und hier wird kein Friede, bevor der Pfarrer kommt!“ . . . „Du, grüß ihn vom Karl auf dem Schulzenhof, dann kommt er, das weiß ich.“ Das war das letzte, was er sagte, als der Knecht nach dem Pfarrer davonsprenkte. Dem alten Pfarrer halfen weder Bitten, noch Drohungen, noch Ermahnungen, er mußte in den Schlitten; aber er war wütend: „So, also vom Karl auf'm Schulzenhof kommst Du? Na, daß auch er dem Dorfgeschwätz und Altknechtvertrahsch zum Opfer gefallen ist, das thut mir wirklich leid!“

Während des ganzen Wegs schimpfte er in seinen Väternpelz hinein. Erst hielt er ihnen noch eine gründliche Standpause, bevor sie sich zum Stabbur begaben; dann kam auch die Frau mit.

Bald vernahm man denselben Lärm vom Stabbur, aber alle gingen trotzdem näher. Voran schritt der Pfarrer, dann kam der Bauer mit seinem Sohn, dann der Knecht; die Frau schloß den Zug. Als sie zur Stabburtertreppe gekommen waren, rief der Pfarrer in vollem Predigtton: „Wer bist Du?“

Es klang ihnen wie ein Rottschrei: „Andres Björn!“ Dann war es ihnen als wenn Totenstille eintretet sowohl im Stabbur wie vor dem Stabbur, obgleich der Wind pfeifend sein wildes Spiel trieb. Da faltete der alte Pfarrer die Hände und sandte ein inniges Gebet zu dem Hinauf, der Teufel bannete und austreiben konnte, ihm jetzt zu Hilfe zu kommen und alles Teufelswesen aus dem Stabbur und dem ganzen Dorfe auszutreiben und den alten Schulzen in seinem Grab Frieden finden zu lassen.

Da vernahm man innen vom Stabbur ein fürchtbares Lachen, das nach Hohn und Mut klang. Aber ohne Besinnen sprang der Pfarrer die Stabburtertreppe hinauf, während die übrigen zitternd mit gefalteten Händen wie im stillen Gebet dastanden.

„Zum zweiten, zum dritten und letztenmal frage ich: wer bist Du?“

Da kam wieder dieselbe fürchtbare Antwort, aber alle standen wie erstarrt, als sie den Pfarrer hineinrufen hörten: „Bist Du es, Agnes Björn?“

Da schlugen alle voll Ueberraschung und Freude die Hände zusammen, Herr Gott, es war ja ihre Magd Agnes Björn, die im Stabbur eingesperrt war!

Endlich fand sich der Schlüssel, der aus der Thüre herausgefallen war und die Thüre wurde aufgerissen. Hätte der Pfarrer nicht so behende seinen Kopf zur Seite gebogen, so hätte er eine kräftige Ohrfeige mit der Thüre bekommen zum Dank für seine Hilfe.

Dann schlichen sie sich alle ins Haus. —

Die Magd hatte ins Stabbur gehen müssen, um sich ein wenig umzuleiden, ehe sie sich zu ihrer Schwester begab, und hatte vergessen, den Holzschloß in die Thürhülle zu legen wie es üblich war, da das Schnappschloß von innen ohne Schlüssel nicht geöffnet werden konnte. Der Wind hatte dann die Thüre zugeworfen.

Agnes Björn durfte nun im Schlitten des Pfarrers zu ihrer Schwester fahren. —

Kleines Feuilleton.

en. Das Krabbeln in den Fingerspitzen ist eine Empfindung, die ohne Zweifel jeder kennt. Man braucht auch kaum daran zu erinnern, daß sie in sehr verschiedenem Grade sich bemerkbar machen kann, von einer ganz leichten und kaum unangenehmen Empfindung bis zu einem Gefühl einer lästigen Taubheit in den Gliedmaßen. Uebrigens ist die Erscheinung nicht auf die Fingerspitzen beschränkt, sondern findet sich auch in den unteren Gliedern. In der Wissenschaft nennt man sie Akroparästhesie und sieht in ihr eine nervöse Störung, deren eigentliche Entstehung noch recht wenig bekannt ist. Man wird dieses Krabbeln, selbst wenn es in wirklich lästigem Maße auftritt, nicht wohl als eine eigne Krankheit bezeichnen können, wohl aber als ein Anzeichen dafür, daß irgend etwas an dem betreffenden Menschen nicht in Ordnung ist. Professor Joseph Collins hat an einer Klinik 100 Fälle der Akroparästhesie beobachtet und die daraus gezogenen Schlüsse im „Medical Record“ auseinandergesetzt. Die Erscheinung ist häufig verbunden mit chronischem Rheumatismus, mit Gicht und nichtähnlichen Krankheiten; mit peripherischer Nervenentzündung, Zuckerkrankheit und Lungenschwindsucht. Solche Fälle aber wurden bei der Untersuchung nicht berücksichtigt, da gerade festgestellt werden sollte, was das Krabbeln in den Fingern und Beinen an sich bedeutet, wenn eine derartige Krankheit nicht besteht. Professor Collins berichtet von einem besonders bezeichnenden Fall: Eine 68jährige Frau wurde geraume Zeit während der Nacht je fünf- oder sechsmal durch das Gefühl von Taubheit und Prickeln in Händen und Armen heimgesucht und dermaßen gestört, daß sie sich jedesmal erheben mußte, um diese Empfindlichkeit zu beschwichtigen, wodurch selbstverständlich ein gesunder Schlaf unmöglich wurde. Zurückgeführt wurde dieses eigentümliche Leiden auf eine körperliche Ueberanstrengung und auf Verdauungsstörungen. Durch

Muße und Beseitigung der Letzteren wurde das Nebel gehoben. Dies Beispiel ist von allgemeiner Bedeutung, da es die häufigste Entstehung des Wackelns angibt. Namentlich solche Personen, die in ihrer beruflichen Thätigkeit leicht einer Ueberanstrengung der Hände und Arme ausgesetzt sind, werden davon befallen, außerdem ist es in vielen Fällen eine Folge gastrischer Störungen. Frauen scheinen davon häufiger heimgesucht zu werden als Männer. Als geeignetes Mittel wird der Gebrauch von nervenstärkenden Bädern empfohlen, außerdem die Galvanisierung der zu den Armen führenden Nervenstränge, eine Diät zur Regelung der Verdauung und gelegentlich die Anwendung von Arsenik und Strichnin. —

— **Wie wirkt der elektrische Schlag?** A. Brocca schildert, nach der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“, die Wirkung eines elektrischen Schlages, den er in seinem Laboratorium erlitt, in folgender Weise: „Ich wurde infolge eines Muskeltetanus (Starrkrampf) zur Erde geschleudert und versuchte dabei aber doch, mich von den Elektroden frei zu machen. Ich wollte auch um Hilfe rufen, aber es entrang sich nur ein unartikulierter Schrei meinen Lippen. Dann verlor ich jegliche Empfindung in Armen und Beinen, und es schien mir, als ob sich die Wände des Saales grün färbten und sich in einem Winkel von 45 Grad gegen mich neigten. Hierauf verlor ich das Bewußtsein. Einer meiner Mitarbeiter eilte herbei und durchschnitt die Drähte, worauf mir das Bewußtsein zurückkehrte. Ich empfand aber durchaus keine Schmerzen, nur eine starke Angst und Beklemmung, konnte auch gleich wieder gehen. Mir war, als ob ich nur noch Kopf und Beine besäße. Die Fingerbeugen blieben noch steif. Als meine Hände berührt wurden, hatte ich eine intensive Kälte-Empfindung, Kneifen, Schlägen zc. merkte ich aber nicht. Nach 3 bis 4 Minuten funktionierte die Armbeuger wieder, nach einer Viertelstunde auch die Fingerbeuger. Die Ueberempfindlichkeit gegen Kälte hielt noch eine halbe Stunde an. Beim Umhergehen kam ich sofort außer Atem, und auch das Angstgefühl wich erst nach 1 1/2 Stunden. Nach 48 Stunden waren alle Funktionen meines Organismus wieder vollständig normal.“ —

Aus der Pflanzenwelt.

— **Der Sonnenschirmbaum** (*Musanga Smithii*), ein in den Kongoländern verbreiteter Verwandter der Brotbäume, bildet nach neuen Mitteilungen von Professor Emil Laurent zu Gembloux einen der ergiebigsten Quellbäume Afrikas. Es ist ein hoher Waldbaum mit großen, aus 15 Blättchen zusammengesetzten Schirmblättern, der dadurch ein sehr charakteristisches Ansehen gewinnt, daß aus dem unteren Teile des Stammes eine Menge von Luftwurzeln hervortreten, die ihn wie Stelzen stützen. Die Neger am oberen Kongo sowie die Bajande-Stämme, welche den großen Wald am Unterlauf des Aruvimi bewohnen, wissen den Saftreichtum dieses Baumes wohl auszunutzen, und letztere zeigten dem Berichterstatter die Saftgewinnung durch Anschneiden der Luftwurzeln. Die am Morgen angeschnittenen Wurzeln hörten am Tage auf, Saft abzulassen, aber die untergestellten Gefäße füllten sich über Nacht, so daß zwei dünnere Wurzeln je 1 Liter, eine etwas dickere 2 1/2 Liter Saft lieferten. Am folgenden Abend erneuerte man die durch Gummiauflockerung verstopften Wunden und versetzte den am Stamme hängenden Stümpfen der Luftwurzeln mit einem Stück Holz kräftige Schläge, um nach sicherer Erfahrung den Saftfluß zu verstärken, und nun gab die große Luftwurzel über Nacht 4 Liter und eine der kleineren 2 1/2 Liter Saft. Die zweite, nicht durch Schläge angeregte kleinere Luftwurzel hatte nur Saft in Höhe einiger Centimeter abgesehen. Die Anregung und Einsammlung wird an fünf bis sechs aufeinander folgenden Tagen in gleicher Weise wiederholt, Professor Laurent konnte aber nur das Ergebnis des dritten Morgens abwarten, an welchem die starke Luftwurzel 3 Liter und die kleineren je 1/2 Liter geliefert hatten. Jede Bajande-Familie besitzt in diesem quellenarmen Walde eine gewisse Anzahl dieser Sonnenschirmbäume, die ihnen Trint- und Kochwasser liefern. („Prometheus“.)

Astronomisches.

— Nur 300 Billionen Kilometer. Der „Frankfurter Zeitung“ wird geschrieben: Welcher Liebhaber der Astronomie kennt ihn nicht, den schon in mittleren Fernröhren gut sichtbaren Ringnebel in der Leier, der wenig unterhalb des strahlenden Hauptsternes Vega steht. Ein gleichmäßig mit leuchtender Nebelmaterie gefüllter, etwas excentrischer Ring sieht dort, dessen Inneres ganz leer zu sein scheint. Die Photographie hat hier eine wunderbare Aufklärung gebracht, denn die lang exponierten Aufnahmen zeigten nicht nur das Ringinnere nicht leer, im Gegenteil, es wurde eine zusammenhängende Nebelscheibe aufgenommen, die nach der Mitte zu immer heller wurde und genau in der Mitte einen sternartig verdichteten Kern besaß. Der innere Teil des Nebels sendete also vorwiegend ultraviolette Licht aus, das auf unsere Augen gar nicht, auf die Platte aber sehr stark wirkte und die Wunderbare ganz unerklärliche Ringform — denn warum sollten die Gasmassen des Nebels einen leeren Raum zwischen sich lassen, und nicht vielmehr nach dem Schwerpunkt streben — war durch die sonst beobachtete und begreifliche Form stärkerer Verdichtung der Nebelmassen nach dem Schwerpunkt zu ersetzt, nur daß hier die innersten und schwersten Gase eine für menschliche Augen nicht wahrnehmbare Lichtart ausstrahlten. Diese centrale sternartige Verdichtung hat nun ein junger amerikanischer Astronom Namens Newkirk, der in München seinen Studien ob-

liegt, dazu bemht, um die Entfernung des Zentralsterns und damit die des Nebels selbst zu bestimmen. Es ist dazu notwendig, die kleinen Verschiebungen zu messen, die der Stern gegen benachbarte schwächere zeigt, wenn zwei Aufnahmen, die ein halbes Jahr auseinanderliegen, miteinander verglichen werden. Dann spiegelt sich die Kreisbewegung der Erde in außerordentlich kleinen sogenannten parallaxischen Verschiebungen wieder, die der Stern ebenso zeigen muß, wie ein rasch bewegter Eisenbahnzug ein weit entferntes Berggipfel langsam rückwärts wandern läßt gegenüber einer noch entfernteren hohen Bergspitze. Solche Messungen lassen sich von einem Nebel, der keine scharfen Punkte für die Einstellung des photographischen Meßapparates bietet, nicht machen und daher war die so wichtige Frage der Entfernung der Nebelscheibe überhaupt noch ungelöst. Das Resultat, zu dem Newkirk kommt, ist ein ganz überraschendes. Er findet, daß vom Ringnebel der Leier aus betrachtet der Erdbahnhalmesser unter einem Winkel von 1/10 Bogensekunden erscheint, woraus eine Entfernung des Nebels von nur 2 Millionen Erdbahnradien = 300 Billionen Kilometern folgt. Diese Entfernung ist in der That außerordentlich klein, da die hellen Sterne 2. bis 3. Größe durchschnittlich in dieser Entfernung stehen. Der Ringnebel in der Leier wäre damit eines der uns nächsten Objekte im Weltraum überhaupt. Bisher nahm man an, daß die Nebelscheibe zu den weitest entfernten Gebilden der Sternwelt gehörte, ja daß sie, nur dem Gesamtsystem unserer Milchstraße vergleichbar, ihrerseits Weltinseln von Millionen von Sternen in unendlicher Entfernung bedeutete. Allerdings ließ man für die regelmäßig geformten — und zu ihnen gehört der Ringnebel in der Leier — ihrer Verteilung wegen doch die Zugehörigkeit zu unserer von der Milchstraße umschlossenen Welt zu. Man wird daher aus diesem einen Resultat keine allgemeinen Schlüsse über die auf die Frage nach der Entfernung der Nebelscheibe sich stützende, für die Gestaltung des Universums wesentliche Entscheidung ziehen, ob es außer unserer Milchstraße noch andre Weltsysteme im unendlichen Raume giebt, oder ob alle Materie in diesem einen System enthalten sei, dem dann sämtliche Nebelscheibe mit angehören müßten; man wird nur mit Verwunderung die so außerordentlich geringe Entfernung des Ringnebels in der Leier feststellen. Aus ihr läßt sich die wahre Größe des Nebels berechnen, der danach 216 Milliarden Kilometer Durchmesser besitzen würde, oder, mit seiner Mitte auf den Mittelpunkt des Sonnensystems gelegt, die daselbe eingrenzende Neptunbahn nach allen Richtungen um das 24fache des Abstandes Neptun-Sonne überragen würde. Vielleicht ist der Neptun nicht der äußerste Planet und der Ringnebel in der Leier ist also nicht viel größer als unsere Sonne einst war, als sie noch als Gasnebel weit über die Grenzen des Planetensystems sich erstreckte. Weiter fand Newkirk, daß der Nebel sich durch den Weltraum mit einer sekundlichen Geschwindigkeit von 12 Kilometern bewegt, was etwas unter der Durchschnittsgeschwindigkeit ist, die wir für Fixsternbewegungen kennen. —

Humoristisches.

— **Scharfe Kontrolle.** „Was lesen Sie denn da?“
 „Die Wetterprognose.“
 „Aber das ist ja die Zeitung von gestern?“
 „Ich lese principiell nur die Prognose von gestern; da weiß ich doch immer gleich, ob sie richtig ist oder falsch!“ —
 — **Ausgesorgt.** Bauer (der seit kurzem in die Feuerversicherung ging): Braucht ihr mehr so vorsichtig z'sein mit Dein'm Licht, mir san jeh in der Aschuranz! —
 — **Wohhaft.** Alte Jungfer: Ich möchte gern in einen hiesigen Verein eintreten. Zu welchem raten Sie mir wohl?
 Herr: Zum Verschönerungsverein! —
 („Luftige Blätter.“)

Notizen.

— Das Berliner Theater eröffnet mit „Alt-Heidelberg“ seine Winteraison. —
 — Fritz Beckmann vom Belle-Alliance-Theater ist für das SeceSSIONS-Theater verpflichtet worden. —
 — Das Trianon-Theater beginnt am 27. September mit dem Lustspiel „Die Rotbrücke“ von Fred Grönar und Francio Croisset seine Winterspielzeit. —
 — „Veronique“, eine Operette von Messager, wird als nächste Novität bei Kroll durch das Ferenczy-Ensemble zur Aufführung gelangen. —
 — Leoncavallo arbeitet an einer Iyrischen Komödie „Aphrodite“, die nach dem gleichnamigen Roman Pierre Louys entworfen ist. —
 — Kalciumkarbid kann man, der „Technischen Rundschau“ zufolge, ohne Elektrizität erzeugen, wenn man den Ofen mit stark sauerstoffhaltiger Luft speist. Gasöfen lassen sich nicht verwenden, weil Wasserstoff bei 2000 Grad nicht mehr verbrennt, sich im Gegenteil Wasserdampf bei dieser Temperatur völlig in seine Bestandteile, Wasserstoff und Sauerstoff, zerlegt; man muß Coalsöfen verwenden, Schachöfen, denen 50prozentiger Sauerstoff durch ein Gebläse zugeführt wird. Die Temperatur steigt bis auf 2200 Grad und man erhält gute Ausbeuten an kristallisiertem Kalciumkarbid. —